



Beitrag von Herrn Franz Deister (Jahrgang 1913)

Angesprochen auf das Jahresthema des Diakonischen Werkes „Kinderarmut“ erzählte mir unser Bewohner Herr Franz Deister, dass er in seinen Kinder- und Jugendjahren am eigenen Leib erfahren hatte, was es heißt, im täglichen Leben nur mit dem Nötigsten auszukommen.

Schon früh in seinem Leben hatte Herr Deister seinen Vater verloren, der am Ende des ersten Weltkrieges an den Folgen einer Kriegswunde gestorben war. Die Mutter erhielt nur eine kleine Hinterbliebenrente und sah sich jetzt genötigt, sich und ihre beiden Kinder (Herr Deister hatte eine Zwillingsschwester) mit den wenigen Mitteln so gut es ging über die Runden zu bringen. Das Textilgeschäft des Mannes, dessen Haupterin sie war, brachte ihr so gut wie keine Nebeneinkünfte ein, da sich der Bruder des verstorbenen Mannes in die Geschäftsleitung gedrängt hatte und der Schwägerin nur ganz selten mal ein paar Reichsmark zukommen ließ.

Die Mittel der Familie Deister waren also denkbar knapp, es gab nicht viel zu essen und erst recht keine Süßigkeiten. Für den kleinen Franz Deister kam erschwerend hinzu, dass man ihm nach und nach sein technisches Spielzeug wegnahm (zwei Dampfmaschinen, eine Laubsäge, eine Laterna Magica), da sowohl seine Mutter als auch seine Tante Anna für derlei Jungen-Spielzeug keinerlei Verständnis aufbrachte.

Um den Unterhalt der Familie zu gewährleisten und die Kinder besser zu versorgen, nahm die Mutter schließlich eine Stellung als Hausdame bei einem gut situierten Beamten an. Dies brachte ihr 30,- RM zusätzlich im Monat ein, wobei die beiden Kinder überdies noch voll gepflegt wurden. Doch die glückliche Teilhabe an dieser nun deutlich günstigeren Lebenssituation war nicht von Dauer. Schon nach drei Jahren musste die Mutter Deister mit ihren beiden Kindern die Stellung als Hausdame wieder aufgeben, da inzwischen Verwandte des Arbeitgebers Anspruch auf ihren Arbeitsplatz erhoben hatten.

Dies bedeutete für die Familie Deister abermals, sich in fast allen wesentlichen Lebensbereiche merklich einzuschränken. Da die Mutter von Herrn Deister über die Jahre stets Kleidungsstücke für ihre beiden Kinder genäht bzw. gestrickt hatte, bot sie – der Not gehorchend – jetzt Textilgeschäfte ihre Dienste an, um nach Vorgaben Kleidungsstücke zu



stricken. Da hierbei jede falsche Masche beanstandet wurde, war dies für die Mutter eine nervenaufreibende Tätigkeit. Die wirtschaftliche Lage unseres Bewohners Herrn Franz Deister entspannte sich erst, als er nach seinem Studium der Architektur eine Referendariatsstelle antrat.

Die oftmals materielle Unterversorgung während seiner Kindheits- und Jugendjahre hat Herr Deister aber nie als bedrückend empfunden, obwohl es ihm nicht verborgen geblieben ist, dass etliche seiner Mitschüler materiell deutlich besser ausgestattet waren. Sozial ausgegrenzt fühlten sich die beiden Deisterkinder deswegen aber keineswegs, denn in den Augen der Einwohner ihres Heimatortes galten die beiden Zwillinge als Kinder des angesehenen Bekleidungshauses Deister und genossen daher einen gewissen Status. So gesehen handelt es sich bei den spürbar eingeschränkten Lebensbedingungen der Deisterkinder eher um eine verdeckte Armut.

Beitrag von Frau Inge Gogol (Jahrgang 1931)

Unsere Bewohnerin Frau Inge Gogol konnte zum Thema Kinderarmut, dem Jahresthema des Diakonischen Werkes, eigene Erlebnisse aus ihrer entbehrungsreichen späten Kindheit schildern.

Von ihrem Wohnort Marwitz in Pommern (bei Stettin) aus musste dich die 14-jährige Inge Gogol (die damals noch Fiebelkorn hieß) mit ihrer Familie im Februar 1945 auf die Flucht vor der heran nahenden russischen Armee begeben. Nur mit dem Nötigsten versehen (vor allem Bettzeug und Kleidung) floh sie auf einem Wagen mit vorgespannten Pferd mit ihrer Mutter ihrer Schwester und ihrem jüngeren Bruder in Richtung Westen bis nach Greifswald.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Mai 1945 glaubte die Familie Fiebelkorn, wieder in ihre alte Heimat nach Marwitz zurückkehren zu können, und begab sich auf den Rückweg. Doch kaum hatte sich die Familie Fiebelkorn in ihrem Heimatort wieder häuslich eingerichtet, da wurde sie schon zwei Monate später abermals vertrieben, diesmal von den nachgerückten Polen. Wieder ging es nach Westen über die Oder, jetzt aber nach Woltersdorf im Kreis Angermünde. Anders als beim ersten Mal hatte die Familie Fiebelkorn jetzt nur einen Schubkarren für ihre



wenigen Habseligkeiten zur Verfügung. Pferd und Wagen waren ihnen längst weggenommen worden. Im Verlauf der Flucht wurde die Mutter noch von einem russischen Soldaten vergewaltigt. Ende 1945 konnte der Vater seine Familie schließlich in Woltersdorf ausfindig machen. Doch das Glück währte nicht lange. Noch im selben Jahr verstarb die Mutter an den Strapazen der Vertreibung.

1946 siedelte der Vater mit seinen Kindern in das niedersächsische Wittingen bei Gifhorn über. Vater und Bruder kamen dort bei einem Bauern unter und auch die 15-jährige Inge musste ihren Lebensunterhalt jetzt in der Landwirtschaft verdienen. Bei 30,- RM im Monat und freier Verpflegung war es nicht mehr als ein Leben von der Hand in den Mund. Wenn sie Glück hatte, bekam sie von dem Bauern mal ein Stück Stoff, aus dem sie sich dann ein Kleidungsstück arbeiten lassen konnte. Im Gegensatz zu den gut gestellten Bauerntöchtern aber hatte sich Inge Gogol stets als arm gefühlt. Sechs Jahre lang währte das entbehrungsreiche Leben in der Landwirtschaft, bei dem sie sich trotz aller Sparsamkeit nur wenig zurücklegen konnte.

Da Armut den Start ins Leben nicht nur erschwert, sondern einer weiteren Ausbildung oftmals auch im Wege steht, so hatte auch die junge Inge Gogol, bedingt durch die schwere Lebensbedingungen, keinen anerkannten Ausbildungsberuf erlernt. Erst als sie im Jahre 1953 nach Hannover übersiedelte und dort in verschiedenen Handwerksbetrieben Hilfstätigkeiten übernommen hatte, besserten sich die Lebensverhältnisse allmählich. 1959 lernte sie dann ihren Mann kennen und heiratete. Damit begann für sie ein neuer Lebensabschnitt ohne die ständige Sorge um das persönliche Fortkommen.

Beitrag von Frau Marion Stelter (Jahrgang 1935)

Befragt man ältere Menschen, was sie mit dem Thema Kinderarmut verbinden, so sind es in erster Linie die negativen Begleitumstände der beiden Weltkriege und deren Folgen, die in diesem Zusammenhang genannt werden.

Bei Frau Stelter beschränkte sich das Erlebnis Kinderarmut zwar nur auf die Wintermonate der Jahre 44/45, dafür hat sie aber in dieser relativ



kurzen Zeit fast alle Facetten des menschlichen Elends durchlebt, als da sind: Hunger, Durst, Kälte, Todesangst und mancherlei andere Entbehrungen. Dazu kamen die schier unmenschlichen psychischen Belastungen, denen eine Kinderseele eigentlich gar nicht gewachsen ist.

Aus den Kindheitserlebnissen jener schlimmen Tage und Monate habe ich nach den Schilderungen von Frau Stelter folgenden kurzen Bericht erstellt.

Frau Stelter (geb. Melcher) lebte mit ihrer Familie im westpreussischen Neustadt, nicht weit weg von Danzig. Von der Knappheit in fast allen Lebensbereichen und den allgemeinen Entbehrungen der letzten Kriegsjahre bekam die Familie Melcher relativ wenig zu spüren, da der Vater Stabsintendant der Wehrmacht war und infolge seiner Stellung die Familie ausreichend mit Lebensmitteln versorgen konnte. Befreundete Kaschuben versorgten die Familie überdies von Zeit zu Zeit mit Früchten oder frischen Eiern. Allein mit Kleidung war es in jenen Jahren rar bestellt. Aber auch hier konnte der Vater manchmal Abhilfe schaffen, indem er ein Stück Stoff oder einen Schal mitbrachte, aus dem die Oma dann für die kleine Marion eine Bluse oder ein Röckchen fertigte.

Die Situation änderte sich schlagartig, als polnische Partisanen in Sichtweite der Wohnung zu operieren begannen und die russische Armee immer näher rückte. Die damals 9-jährige Marion musste sich nun zusammen mit ihrer Mutter und Oma auf die Flucht nach Westen begeben, womit für sie ein monatelanges Martyrium begann.

Auf dem ersten Abschnitt der Flucht konnte noch der Zug über die ostpommersche Stadt Stolp benutzt werden. Da der Winter bereits hereingebrochen war, waren die Waggons kalt, zumal die Türen nicht richtig schlossen. Die einzige Verpflegung, die Oma, Mutter und Tochter dabei hatten, bestand aus einer Kanne mit gekochten Kartoffeln. Erst in Stolpmünde gestattete eine hilfsbereite Frau, die Kartoffeln aufzuwärmen.

Von dort aus ging die Flucht dann an der Küste entlang zu Fuß weiter. Am Weg hatte die Mutter eine alte Autokarte gefunden, an der sich die drei Frauen nun orientieren konnten. Den Hunger, den die drei Frauen seit Tagen litten, haben sie infolge der ständigen Todesangst selten gespürt. In Kolberger Deep wurden die flüchtigen Frauen schließlich von den Russen eingeholt. Die Mutter wurde den Händen von Großmutter und



Tochter entrissen und mehrfach von den russischen Soldaten vergewaltigt. Doch mit Mühe und List gelang die Flucht.

In Treptow schlossen sich die flüchtenden Frauen einem Treck an und versteckten sich tagelang in einem Hinterhaus. Wieder hatten sie tagelang nichts zu essen. Danach diente ein verlassenes Gut als Unterschlupf, wo sich die drei Frauen auf einem Heuboden vor den russischen Soldaten versteckt hielten.

Die weiteren Einzelheiten der Flucht sollen hier aus Platzgründen nicht näher geschildert werden. Nur soviel mag hier abschließend vermerkt werden: Erst als die Flucht im Frühjahr 1945 in der Auffangstation im niedersächsischen Celle ihr Ende fand, konnten sich die von Hunger und Strapazen ausgelaugten Frauen erstmals wieder mit Brot satt essen.

Schon auf dem Weg nach Celle hatten die drei Frauen erfahren, dass der Vater von Marion Melcher (Stelter) inzwischen aus russischer Gefangenschaft entlassen worden war und als gelernter Verwaltungsfachmann jetzt das Durchgangslager in Uelzen leitete. Dort, wo auch ein Bruder des Vaters lebte, hat die Familie dann endlich wieder zusammen gefunden.

Die von Hunger, Entbehrung und Todesangst gekennzeichnete Flucht hat bei Frau Stelter über Jahre hin tiefe Spuren hinterlassen. Sie fühlte sich, wie sie selbst sagte, seelisch deformiert und sei noch eine lange Zeit nach dem Krieg depressiv gewesen. In ihrer Entwicklung als junges Mädchen sah sie sich merklich gehemmt. Sie sei damals zudem sehr schüchtern geworden und hätte sich auch sonst nichts mehr zugetraut. Obwohl die Familie Melcher im Westen sehr bald Fuß gefasst hatte, konnte dies die psychischen Beeinträchtigungen der jungen Marion Stelter eine lange Zeit kaum abmildern.

Ralf Schuchardt